

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 5

Artikel: Immer mit einem Fuss im Gefängnis : Abenteuer eines jungen Schweizer "Auslandkorrespondenten" in den Nachkriegsjahren
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

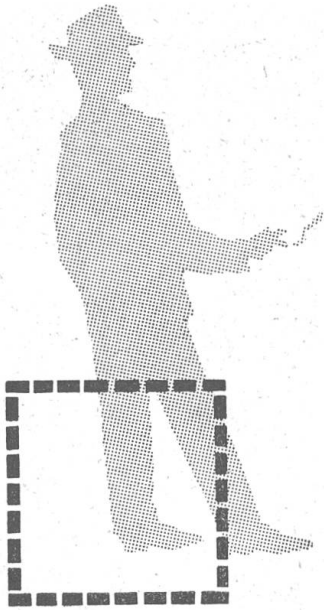
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Immer mit einem Fuß im Gefängnis

Abenteuer eines jungen Schweizer
« Auslandskorrespondenten »
in den ersten Nachkriegsjahren

Von * * *

Der freie Journalismus hatte mich in den vergangenen Jahren trotz des häufigen Militärdienstes, wenn auch mager, so doch redlich ernährt. Ich war nicht berühmt geworden, aber eine ganze Anzahl von Redaktionen kannten mich und kauften mir regelmäßig meine Artikel ab. Im Jahre 1945 saß ich als einzige Telephonordonnanz in einem gottverlassenen Bergnest in dem kahlen Hotelzimmer, das unserm Divisionskommando als Telephonzentrale diente. Die Atmosphäre war wie mit elektrischer Spannung geladen. Unsere Radioapparate liefen ununterbrochen und hielten uns über den Gang der Waffenstillstandsverhandlungen auf dem laufenden. Als dann die Waffenruhe endgültig von höchster Instanz proklamiert worden war, fand ich mehr als genügend Muße, mir zu überlegen, was dieser denkwürdige Tag für die ganze Welt — und für mich selber bedeute.

Draußen in der engen Dorfgasse wogte eine festlich gestimmte Menge auf und ab, es wurde gesungen, Feuerwerk sprühte am nächtlichen Himmel. Mich aber ergriff eine Unruhe, wie ich sie seit Jahren nicht mehr gekannt hatte. Bei Ausbruch des Krieges stand ich gerade in dem Alter, wo sich bei jedem jungen Schweizer die Flü-

gel regen. Mein Wunschtraum war gewesen, als Auslandskorrespondent tätig zu sein. Der Beginn des Völkerringens hatte ihn begraben, aber nicht erstickt. Ich beschloß, so rasch als möglich, was ich in den letzten Jahren versäumt hatte, nachzuholen.

Sobald ich wieder am Schreibtisch innerhalb meiner vier Wände in Zürich saß, begann ich mit der Verwirklichung meiner Pläne. Ich mußte ein Visum für das Ausland bekommen. An Deutschland, das interessanteste Gebiet, dachte ich damals noch gar nicht, denn es gab unmittelbar nach Kriegsende keine Amtsstelle in der Schweiz, die für gewöhnliche Sterbliche ein Visum nach den deutschen Besetzungszonen ausstellen konnte. Auch Italien war noch besetzt. Ich beschloß daher, es mit Frankreich zu versuchen.

Ein glücklicher Zufall kam mir zu Hilfe. Es war die Zeit, da die SBB in regelmäßigen Abständen Güterzüge nach dem ehemaligen französischen Kriegshafen Toulon sandten, wo der Schweiz ein Quai zum Entlad der schweizerischen Hochseeschiffe zur Verfügung gestellt worden war. Über die schweizerische Flotte war bis dahin nur wenig bekannt geworden. Eine Zürcher Redaktion fragte mich deshalb an, ob ich Lust hätte, nach Toulon zu fahren, und über den Betrieb dort zu berichten.

Ob ich Lust hatte! Mit Unterstützung von einigen Empfehlungsschreibern, zu denen auch ein solches der Schweizerischen Depeschenagentur in Bern gehörte, bekam ich ein Visum. Am nächsten Tag machte

ich mich mit der Leica und einem kleinen Kofferchen auf den Weg. In einem Genfer Uhrengeschäft erstand ich noch eine zweite Uhr und schleuste mich darauf am Bahnhof zum erstenmal in meinem Leben durch den Schweizer Zoll nach dem französischen Bahnhof, wo bereits ein rauchendes, fauchendes Schienenauto, Micheline genannt, bereit stand. Bei den französischen Zollformalitäten in Bellegarde ging es mir um ein Haar schief. Der französische Zöllner pickte mich als einzigen wortlos aus der Masse der Wartenden heraus, um mich in ein stilles Kämmerchen zu führen, wo eine hochnotpeinliche Untersuchung anhub. Sogar für meine Schuhsohlen zeigte er Interesse. Aber auf den Gedanken, daß ich an beiden Handgelenken eine Uhr tragen könnte, kam der Mann, trotz meines kalten Schweißes und meinem mit leichtem Stottern verbundenen Herzklopfen, nicht. Auch meine schweizerische Hunderternote blieb in dem sogenannten Uhrentäschchen unentdeckt in meinen Hosen.

Als ich um 11 Uhr nachts todmüde auf den verödeten Bahnhof von Toulon herauskletterte, wurde ich gleich von zwei Gendarmen in Empfang genommen. Es ging lange, bis ich sie überzeugt hatte, daß mein Paß echt und ich nicht un tel et tel sei, den man wegen Raubüberfalls suchte, und dem ich offenbar glich wie ein Ei dem andern.

In den ersten drei Hotels, die ich aufsuchte, war alles besetzt. Im vierten bot mir der Concierge gegen den doppelten Zimmerpreis einen Billardtisch an. Im siebenten Hotel schlug mir der Besitzer persönlich vor, den Küchentisch mit einem rabenschwarzen Senegalesen zu teilen. Gegen zwei Uhr früh fand ich dann in einer Ruine, aus der ein Lichtschimmer auf die dunkle Straße fiel, ein Bett.

Die Besichtigung des Hafens von Toulon in Begleitung eines Contre-Admirals entsprach dann dafür so ziemlich meinen kühnsten Vorstellungen als Auslandkorrespondent.

Ich fuhr mit einer Barkasse nach dem eben gehobenen Schlachtschiff «Richelieu» hinaus. Ich durchschritt gebückt die Räume

Bruno Keßler



Vor mir standen zwei riesige Negersoldaten

eines rostigen Unterseebootes, das versenkt und wieder gehoben worden war. Ich konnte zusehen, wie eine ganze motorisierte Division auf einem Flugzeugträger verschifft wurde.

Am Quai Suisse löschten gleich drei Schweizer Schiffe, die «Lugano», die «Säntis» und die «Chasseral», ihre kostbare argentinische Weizenfracht. Es war für mich ein Erlebnis, mit berndeutschsprechenden Matrosen an Bord eines Überseedampfers zu frühstücken.

Nach meiner Rückkehr in die Schweiz setzte ich mich mit Begeisterung hinter die Maschine und schrieb mir alles vom Herzen, was ich gesehen, gehört und erlebt hatte. Die Depeschagentur veröffentlichte einen Sonderbericht, der unter anderem von der «Neuen Zürcher Zeitung» zu meinem Stolz auf einer Titelseite als Leitartikel gebracht wurde. Aber geschäftlich gesehen erwies sich die Reise als ein Mißerfolg. Sie hatte 20 Tage gedauert, mich fast 500 Franken gekostet und insgesamt nur 350 Franken eingebracht.

Macht auf das Tor, macht auf das Tor, es kommt ein goldener Wagen

Dieses klägliche Ergebnis dämpfte jedoch mein Reisefieber nicht. Der Zufall wollte es, daß ich ausgerechnet zu jener Zeit mit einem Auslandschweizer aus Berlin bekannt wurde, der eine Reise per Auto nach Prag und Berlin vorbereitete. Er konnte selbst nicht Auto fahren und suchte sich eine Kombination von Chauffeur und Reismarschall. Ich griff kurz entschlossen zu.

Tschechische Visa erhielten wir in nützlicher Frist, nicht aber Transitvisa durch Österreich. Es gab in Bern einen Militärattaché von hohem Einfluß, der sich bereitfand, uns eine Visitenkarte mit einer Empfehlung an den französischen Grenzkommandanten an der österreichischen Grenze auszustellen. Tatsächlich gelang es uns damit zu unserer eigenen Überraschung, das Auto voller Gepäck über die Grenze zu bringen, um uns im französischen Hauptquartier in Innsbruck reguläre Papiere ausstellen zu lassen. Dort rannten wir zu diesem Zweck von einer Amtsstelle zur andern, bis es uns zu dumm wurde, und wir den Versuch unternahmen, mit der inzwischen schon leicht abgegriffenen Visitenkarte des Militärattachés über den Zirler-

paß nach Deutschland zu kommen, und über München direkt nach Prag zu fahren.

Bei Scharnitz, bei der österreichisch-deutschen Grenze, bestand ein junger französischer Maquis-Leutnant trotz unserer Visitenkarte darauf, unser umfangreiches Gepäck in einer Bretterhütte zu untersuchen. Also mußten die schweren Koffer ausgeladen und in die Hütte getragen werden. Ich staunte, als ich sah, was ich da nichtsahnend für Herrlichkeiten spazieren geführt hatte.

Einer der Koffer enthielt Hunderte von Päckchen von Zigaretten. Ein anderer eine ansehnliche Sammlung von Armbanduhr, ein dritter sogar Packen von Nylonstrümpfen. Daneben kamen noch Hunderte von unfrankierten Briefen zum Vorschein, die der liebe, alte Auslandschweizer zur Beförderung mitgenommen hatte, weil es damals noch keine Postverbindung nach den besetzten Ländern gab.

Der junge Leutnant mit dem schmucken Béret wühlte schweisgsam in den Sachen und machte aus dem Inhalt unserer Koffer zwei Haufen: auf den einen kam das, was mitzuführen erlaubt war, auf den andern das unerlaubte. Es braucht wohl nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, welcher Haufen der größere war.

Plötzlich jedoch ging die Türe auf, und der junge Leutnant erstarrte in Achtungstellung. Vor dem Haus stand eine Gruppe höherer französischer Offiziere, die sich auf einem Grenzkontrollgang befand. Auch ihnen gingen sichtbar die Augen über, als sie die auf dem wackelnden Tisch ausgebreiteten Herrlichkeiten sahen. Wo beim jungen Leutnant die Dienstauffassung über das Parlamentieren gesiegt hatte, fing bei den höhern Herren das Verständnis für ein *règlement à l'amiable* erst an. Auch in ihren Augen waren wir wohl nicht viel anderes als Schmuggler. Doch die vielgenannte Visitenkarte schien zu wirken. Wir wurden zwar bestimmt, aber höflich eingeladen, uns den beiden Dienstwagen anzuschließen, um nach Innsbruck zurückzukehren.

Dort, im Büro des Capitaine von der Sûreté, waren wir dann vor unbequemen

Lauschern sicher. Und als am Arm des jungen Capitaine ein goldener Chronograph glänzte, waren zwei funkelneue Laissez-passer für Österreich und Deutschland bis Berlin unversehens schnell auf der Maschine getippt.

Wie wir nach München, von dort nach Prag, wieder nach München und schließlich nach Berlin gelangten, übergehe ich. Der Eindruck, den die ersten zerstörten Städte auf mich machten, war ungeheuer. Aber darüber wurde inzwischen schon genug geschrieben.

Ich war nicht wenig stolz, einer der ersten Schweizer Journalisten zu sein, die nach dem Waffenstillstand nach Berlin gekommen sind. Ich verbrachte dort mit einigen Unterbrechungen fast zwei Jahre. Bevor ich aber meine eindrucklichsten Erlebnisse jener Zeit schildere, will ich von einer Reise berichten, die ich zwischen hinein im Jahre 1946 von der Schweiz aus nach Wien unternahm.

Mit 2000 Uhren nach Wien

Ich hatte damals die Bekanntschaft eines schweizerischen Uhrenfabrikanten gemacht, nennen wir ihn Müller, der durch einen Gewährsmann aus Wien erfahren hatte, daß in der österreichischen Hauptstadt russische Einkaufsbüros bestünden, die so ziemlich alles einkauften, was für die rote Armee interessant sein könnte. Diese Einkäufe sollten mit russischem Besetzungsgeld, das von der russischen Besetzungarmee in Österreich selber gedruckt wurde, bar bezahlt werden.

Ich war inzwischen bereits zweimal in Wien gewesen. Ich verfügte über Beziehungen im französischen Hauptquartier in Innsbruck und war schon verschiedentlich in der Lage gewesen, dank diesen, schweizerischen Staatsbürgern Einreisebewilligungen zu beschaffen. Das war dem Uhrenfabrikanten bekannt geworden. Er bat mich, ihm ein solches Visum zu besorgen und ihn womöglich in seinem Privatauto zu begleiten. Gegen eine angemessene Entschädigung willigte ich ein.

Müller besaß einen sehr guten, mittelgroßen Wagen und hatte sich vor allem mit

Mundvorrat und Lebensmitteln, Wein und Zigaretten reichlich eingedeckt. Außerdem führte er eine schöne Kollektion von rund 200 Damen- und Herrenuhren mit, für die er eine reguläre schweizerische Ausfuhr- und eine österreichische Einfuhrbewilligung besaß.

In Wien trafen wir den österreichischen Gewährsmann, einen heruntergekommenen Philosophieprofessor, der sein Leben durch die Vermittlung solcher Geschäfte fristen mußte.

Das erste, das dieser Wiener veranlaßte, war, für die Uhrenmusterkollektion neue Pro-Forma-Rechnungen auszuführen: die von Müller angesetzten Preise schienen ihm viel zu niedrig. So tippte ich im Hotel auf einer Reiseschreibmaschine neue Rechnungen mit einem Aufschlag von 100 bis 300 Prozent.

Das russische Einkaufsbüro befand sich in einer sehr großen Privatwohnung. Ein Zimmer war als Wart- und Musterraum eingerichtet. Den Wänden entlang standen Glasvitrinen, in denen alle möglichen Sachen von Likör bis zu Lederwaren ausgestellt waren. Wie wir später erfuhren, pflegten die russischen Truppenkommandanten aus der österreichischen Ostzone regelmäßig in dieses Büro zu kommen, um einzukaufen. Hier saßen bereits einige zweifelhafte Gestalten.

Nach einer halben Stunde wurden wir von einer russischen Sekretärin, die tadellos Deutsch sprach, ins Büro nebenan geführt, wo hinter einem riesigen Schreibtisch ein russischer Hauptmann mit kahlgeschorenem Schädel saß. Er ließ sich, als wir ihm den Zweck unseres Besuches erklärten, jedes Wort übersetzen. Der Herr «Kapitän», wie ihn unser Wiener anredete, nahm jede Uhr unserer Kollektion, die wir inzwischen auf dem Schreibtisch ausgebreitet hatten, einzeln in die Hand und untersuchte sie auf das genaueste, bevor er sich nach den Preisen erkundigte.

Nachdem er die ganze Kollektion durchgesehen hatte, brachte er einen Notizblock zum Vorschein, rechnete eine Weile und erteilte Müller schließlich einen Auf-

trag von mehr als 2000 Uhren, die innerhalb von zehn Tagen geliefert werden mußten. Die Musterkollektion behielt er gleich da und gab seinem Buchhalter telephonisch Anweisung, uns die Rechnung dafür sofort bar zu bezahlen. Damit war unsere Unterredung mit ihm zu Ende.

Als wir, Müller, der Wiener und ich, in einer Weinstube uns von dem überraschend glatten Erfolg erholten, äußerte Müller die Befürchtung, die Russen könnten, wenn er mit mehr als 2000 Uhren wiederkomme, die ganze Ladung einfach beschlagnahmen. Der Wiener jedoch trat für die Zuverlässigkeit der Russen bei solchen offiziellen Geschäften ein.

Nach zehn Tagen sprachen wir wirklich mit zwei Kisten Uhren wieder bei unserm Hauptmann vor. Wir wurden sofort vorgelassen. Diesmal ließ der Herr Hauptmann eine Ordonnanz, einen jungen Leutnant mit freundlichem Gesicht und ebenfalls kurz geschorenem Haar, kommen, der uns mit den beiden Kisten nach einem russischen Barackenlager begleitete. Der dortige Lagerkommandant, ein dicker Major, bestand darauf, jede einzelne Uhr mit dem Taschenmesser zu öffnen, um sich zu vergewissern, daß die Schale tatsächlich ein Uhrwerk mit 15 Steinen enthalte. Schließlich konnten wir den Mann davon überzeugen, daß Schweizer in der Regel das liefern, was sie auf ihren Rechnungen fakturieren. Es dauerte aber dennoch den ganzen Nachmittag, bis wir alle die Uhren vor den Augen des Majors ausgepackt, gezählt und wieder eingepackt hatten. Gegen 6 Uhr abends kehrten wir mit unserer Ordonnanz wieder nach dem Büro zurück, wo uns der Buchhalter diesmal rund 1½ Millionen Schilling in druckfrischen österreichischen Besetzungsnoten aushändigte. Müller hat bei diesem Geschäft schätzungsweise 60 000 Schweizer Franken verdient.

Auf den Abend hatte uns der russische Hauptmann mit seiner Sekretärin ins Theater eingeladen. Es wurden « Hoffmanns Erzählungen » gegeben. Nach der Vorstellung bei einem Glas Whisky in einer Bar im internationalen Bezirk der Stadt stellten wir fest, daß das Verständnis für Kunst

und Kultur dieser beiden Russen dem unsern zum allermindesten ebenbürtig war.

Das lohnende Tauschgeschäft

Als einem der ersten ausländischen Zivilisten in Berlin, der dazu noch mit schweizerischen Presseausweisen ausgestattet war, gewährte mir der zuständige Offizier des amerikanischen Hauptquartiers in Berlin das Privileg, meine Mahlzeiten im Offizierskasino — dem großen Saal der ehemaligen Telefunkenwerke in Berlin-Zehlendorf — einzunehmen.

Ich war der einzige Zivilist unter den rund 500 Offizieren und Amerikanerinnen in Uniform. Immer wieder mußte ich von der Schweiz erzählen. Eines Abends unterhielt ich mich mit einigen Offizieren in der Bar und ließ mir von ihnen den Einzug der alliierten Truppen in Berlin schildern, als mir jemand mit dem Finger auf die Schulter tippte. Ich blickte auf und sah den Messeoffizier, einen jungen Leutnant tschechischer Abstammung, vor mir stehen.

« Ich möchte gerne ein Wörtchen mit Ihnen reden », sagte er und blickte mich erwartungsvoll an.

Ich stand auf und schickte mich an, ihm wortlos zu folgen. Insgeheim aber zerbrach ich mir den Kopf, was diese unerwartete Aufforderung wohl bedeuten mochte. Hatte ich mir irgend etwas zuschulden kommen lassen? Oder sollte mein Privileg aufgehoben werden?

Nachdem sich die Türe des kleinen Büros hinter uns geschlossen hatte, setzte sich der Leutnant hinter seinen Schreibtisch, forderte mich mit einer Handbewegung auf, Platz zu nehmen und bot mir eine Zigarette an. Dann fragte er mich: « You are Swiss, mmmh? » Ich antwortete, dem sei so. Darauf erklärte er mir den Grund seiner Aufforderung. Als Schweizer könne ich ihm doch sicher eine Uhr besorgen, meinte er. Er brauche nämlich eine solche für seine deutsche Freundin, sein Fräulein.

Der Zufall wollte es, daß ich eine entzückende Damenuhr aus Gold bei mir trug, die ich mir vorsorglicherweise zu Tausch-

zwecken und für «Unvorhergesehenes» in Zürich gekauft hatte. Der Amerikaner ergriff das zierliche Ding vorsichtig mit zwei Fingern, hielt es näher ans Licht und ließ es von allen Seiten funkeln und glitzern. Darauf fragte er mich, wieviel ich dafür haben müsse.

Da ich mich, als deren Gast, in der Schuld der Amerikaner fühlte, zögerte ich mit der Antwort. Der Offizier betrachtete mich einen Augenblick lang, dann sagte er: «Geben Sie mir Ihre Adresse, und ich schicke Ihnen morgen etwas für die Uhr, wenn Sie keinen Preis nennen wollen.»

Ich könnte nicht behaupten, daß mich dieser Vorschlag sonderlich entzückte, denn die Uhr war mir wichtiger als die zwei Flaschen Whisky, die ich vielleicht bekommen würde. Aber meine Lage ließ es mich als angezeigt erachten, seinem Vorschlag nicht zu widersprechen, ich schrieb ihm meine Adresse auf und empfahl mich.

Am nächsten Morgen erwachte ich gegen 8 Uhr durch ein heftiges Klopfen an der Wohnungstüre. Schlaftrunken öffnete ich und prallte erschrocken zurück. Vor mir standen zwei riesige Negersoldaten in amerikanischer Uniform und fragten mich höflich, ob ich Mr. Soundso sei. Als ich dies bejahte, erkundigte sich der Größere der beiden, ob sie die Sachen gleich hinaufbringen könnten.

Ich muß genickt haben, denn die beiden Neger verschwanden polternd die Treppe hinunter und kehrten nach wenigen Minuten wie Maulesel bepackt zurück. In kurzer Zeit sah mein Schlafzimmer wie ein Krämerladen aus. Fünfkilobüchsen mit Corned beef reihten sich an Berge von andern Konserven aller Art. Neben einem Sack Kaffee stand ein Sack Zucker. Zwischen Kartons voller Schokolade lag eine Whiskyflasche. Ein halbes Dutzend Fünfpfundsäcke Weißmehl umrahmten eine Beige Büchsen mit Fleischkonserven. Als die beiden Soldaten das viertemal die Treppen heraufkeuchten, kam ich endlich dazu, mich zu erkundigen, ob sie sich nicht in der Adresse geirrt hätten. Als Antwort streckten sie mir meinen eigenen Zettel mit meiner Adresse unter die Nase, ließen

mich darauf den Empfang quittieren, salu- tierten stramm und verschwanden wieder.

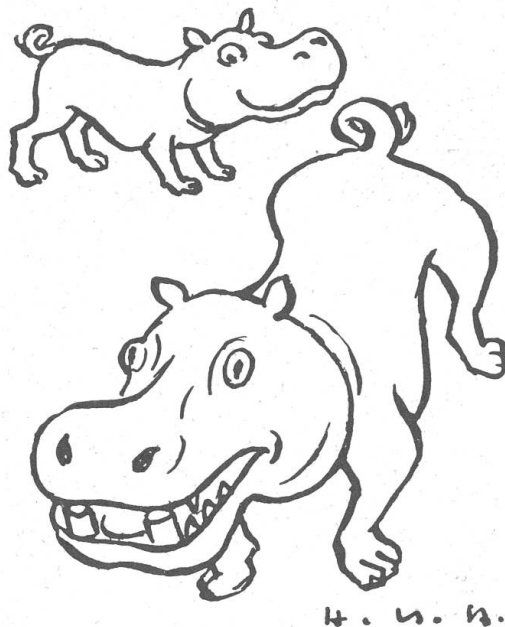
Das war also das gewisse «Etwas», das mir der Messeoffizier versprochen hatte. Noch ganz benommen machte ich mich daran, ein Inventar aufzunehmen. Die aufgestapelten Lebensmittel stellten zusammen einen Schwarzmarktwert von rund 20 000 RM dar. Eine fürstliche Gegenleistung für eine Uhr.

Am selben Mittag suchte ich nach dem Essen das Büro des Offiziers auf, um mich für diese verschwenderische Revanche zu bedanken. «Machen Sie sich deswegen keine Gedanken», wehrte er meine Dankesbezeugungen ab, «wir haben mehr als genug von dem Zeug.»

Wieder zu Hause angekommen, überlegte ich mir, was ich mit dem Krämerladen anfangen solle. Die Ware in der deutschen Zivilwohnung aufzubewahren, wo man vor einer Razzia nie sicher war, schien mir zu gewagt.

Am selben Nachmittag hatte ich eine Verabredung mit einem Garagisten, der meinen Wagen schon des öfters repariert

FABELTIERE



Der Nilmops

hatte und der mir versprochen hatte, mir ein neues Auto an Stelle des mir bis anhin von Freunden zur Verfügung gestellten Wagens zu besorgen. Ich traute meinen Augen kaum, als mir der Mann in einer ausgebombten Boxe einen Opel-Olympia Modell 1940 vorführte, der als fast fabrikneu angesprochen werden konnte. Der Wagen war erst 12 000 km gelaufen, neu gespritzt und eben so richtig eingefahren. Ich war begeistert von dem Ding. Der Besitzer konnte zwar keine Wagenpapiere dazu liefern. Aber die Tatsache, daß hier vor meinen Augen ein Auto stand, das ich mir kaufen konnte — man denke, der erste eigene Wagen meines Lebens! — ließ mich alles andere vergessen, und ich fragte nach dem Preis, noch bevor von einer Probefahrt auch nur die Rede war. Der Garagenfritze kratzte sich am Hinterschädel. «Junger Mann», sagte er dann endlich, «das is' so ne Sache. Ick muß wat zu essen haben. Geld nützt mir nischt. Ist ja sowieso nix wert.»

Das klang für meine Ohren wie Musik. Als ich dann dem Mann erzählte, welches Warenlager mir heute morgen in mein Zimmer geschneit worden war, leuchteten seine Augen auf, und er sagte: «Na jut, bringen Se det Zeug man her.»

Eine Stunde später war ich mit Sack und Pack zurück und begann nun meinerseits die ganzen Herrlichkeiten in der Mitte der kleinen Garage aufzubauen. Als ich keuchend die letzte Kiste aus dem Fond meines Wagens hob, kratzte sich mein Fritze wieder am Hinterschädel, murmelte einige Zahlen, während er die Kisten und Säcke fachkundig prüfte und einschätzte. Schlußendlich sagte er: «Na jut. Nun jeben Se mer noch en paar Schachteln Zigaretten, und der Fall ist erledicht.» Ich händigte ihm die paar Päckchen, die ich bei mir trug, eilends aus und kehrte dann mit ihm nach der Boxe zurück, wo mein neuer Opel stand.

Zehn Minuten später hatten die schweizerischen Nummernschilder den Wagen gewechselt, und ich fuhr in meinem eigenen Auto, mit dem ich noch sehr weite Reisen unternehmen sollte, nach Hause.

« Schwizari, gut Kamerad »

Autos hatten für mich immer etwas Faszinierendes. Mit der Zeit wußten eine ganze Reihe von Garagisten in Berlin über meine Leidenschaft Bescheid. Eines Tages erschien einer dieser Garagenbesitzer bei mir und fragte mich, ob ich an einem fabrikneuen BMW aus Eisenach für 90 000 RM Interesse hätte. Es handle sich um eine außerordentliche Gelegenheit. Ich nahm meinen Mantel und begleitete den Mann. In seinem Wagen fuhren wir abends um 6 Uhr nach dem russischen Sektor.

Auf einem Güterbahnhof, der in der Abendsonne verlassen dalag, stand eine Gruppe russischer Soldaten. Als wir ausstiegen, löste sich aus der Gruppe ein dicker Major mit einer Galerie farbiger Orden auf der Brust und begrüßte meinen Begleiter als offensichtlich alten Freund; denn er knallte ihm mit seiner Pranke zur Begrüßung heftig auf die Schulter.

Nachdem die beiden ausgiebig Hände geschüttelt hatten, zeigte der Russe mit dem Finger auf mich: «Du Schwizari?» Ich nickte, worauf der Russe mich am Arm ergriff und mich zu einem Güterzug führte, der auf einem Nebengeleise abgestellt war.

Der Zug bestand aus offenen Güterwagen, auf denen je zwei mit Plachen zugedeckte Autos standen. Wie mir mein deutscher Begleiter erklärte, handelte es sich um eine Lieferung von rund fünfzig fabrikneuen Wagen, die soeben vom Werk in Eisenach, das schon 1946 von den Russen beschlagnahmt worden war, eingetroffen waren. Der russische Major hatte den Auftrag, die Verteilung dieser Lieferung an Dienststellen der russischen Armee vorzunehmen. Daß er diese Gelegenheit benützte, um auch gleichzeitig etwas für seine eigene Tasche beiseite zu legen, verwunderte mich nicht sonderlich. Ich fragte mich nur, wie er es wohl anstellen würde, eine solche «Privatlieferung» vor seinen Vorgesetzten zu rechtfertigen. Aber schließlich konnte das nicht meine Sache sein.

Bevor der Russe durch seine Soldaten einen Wagen abdecken ließ, fragte er mich, welche Farbe mir besser zusage. Ich ent-

schied mich für ein unauffälliges Braun, worauf der Major seinen Leuten auf russisch Befehle erteilte und einen braunen Wagen abdecken ließ.

Ich war begeistert von dem Auto, das unter den Hüllen zum Vorschein kam, war es doch das erste fabrikneue Fahrzeug dieser Marke, das nach dem Kriege vor meinen Augen stand. Der Wagen war tatsächlich fabrikneu. Der Zündschlüssel steckte bereits im Schloss, die Batterie war angeschlossen, und im Benzintank befanden sich einige Liter Treibstoff.

Wagenpapiere, Quittung oder sonst irgendein Dokument fehlten allerdings. Das war der einzige heikle Punkt an der Geschichte. Aber meine Begeisterung ließ mich diesen augenblicklich nebensächlichen Umstand ganz außer acht lassen. Ich beeilte mich, auf die fragenden Blicke des dicken Majors heftig zu nicken.

Darauf stand, ehe ich mich versah, der Wagen auf der Entladerampe zur Abfahrt bereit. Nun folgte der zweite Teil des Handels, die Bezahlung. Ich hatte das Geld, Bündel von 20-, 50- und 100-Markscheinen, in einem Kofferchen mitgebracht und händigte die Päckchen eins nach dem andern dem Russen aus, der die Scheine einzeln nachzählte. Als er den ganzen Betrag auf seinem Schoß liegen hatte — wir saßen im Fond «meines» neuen Wagens — hieb er mir eine seiner Pranken auf die Schulter und sagte: «Schwizari, gut Kamerad. Du noch mehr kommen.»

Dann wünschte er mir gute Fahrt, knallte mir, als ich am Steuer saß, höflich die Türe zu und verzog sich, die Taschen seiner Uniform prall mit Geld gefüllt, mit seinen Leuten.

Wie ich bei der Rückfahrt nach dem englischen Sektor feststellen konnte, befand sich der Wagen in hervorragendem, eben eingefahrenem Zustand. Es war ein Glück, daß es inzwischen dunkel geworden war und die Straßenbeleuchtung in Berlin nicht so gut wie in Zürich funktionierte. Sonst hätten Passanten und andere Interessierte feststellen können, daß etwas an dem fabrikneuen Auto mit der Berliner Nummer

des deutschen Straßenverkehrsamtes nicht ganz hundertprozentig in Ordnung war.

Am nächsten Tag rief ich einen Bekannten an, der in solchen Sachen Bescheid wußte und bat ihn, mir eine Zulassung zu diesem Wagen zu besorgen. Er versprach sofort, diesem Begehrt zu entsprechen, als ich mich mit dem Preis dafür — einer Stange Zigaretten (10 Päckchen) und fünf Pfund Kaffee — einverstanden erklärte. Durch Bestechung der betreffenden Dienststellen war es damals in Berlin noch möglich, so ziemlich alle Papiere, die sonst fast gar nicht oder nur unter großen Schwierigkeiten und nach langen Wartefristen beschafft werden konnten, in kürzester Zeit zu «organisieren».

24 Stunden später war ich im Besitz einer ordentlichen deutschen Zulassung für den Wagen, ohne daß sich jemand auch nur mit einem Wort nach der Herkunft dieses seltenen Stückes erkundigt hätte.

Fern im Süd das schöne Spanien

Im Frühjahr 1947 führte mich mein Reisehunger zum ersten Male nach Spanien. Die begeisterten Erzählungen von Freunden über die Schönheiten dieses Landes ließen mir in der Schweiz, wo ich mich zeitweilig gerade wieder aufhielt, keine Ruhe mehr. Zudem konnte ich von der Schule her noch etwas Spanisch. Des weitern hatten mir Bekannte versichert, in Spanien sei das Leben so billig, daß man mit einem Franken zehnmal soviel anfangen könne wie zu Hause. Ich beschloß also, die Fahrt zu wagen.

In Barcelona angekommen, mußte ich feststellen, daß die begeisterten Berichte meiner Bekannten in Hinsicht auf die preislichen Vorteile Spaniens übertrieben waren, daß das Land aber unzweifelhaft viel zu bieten hatte.

Eines Abends saß ich mit einigen eben erworbenen Bekanntschaften am Tischchen eines Promenadencafés im Freien und genoß den herrlichen Abend. Nicht weit von unserm Tisch entfernt hatte ich meinen Opel-Olympia parkiert. Plötzlich ge-

sellte sich ein junger, groß gewachsener Mann zu unserer Gesellschaft, begrüßte einen meiner Freunde und bat, mir vorgestellt zu werden. Das geschah.

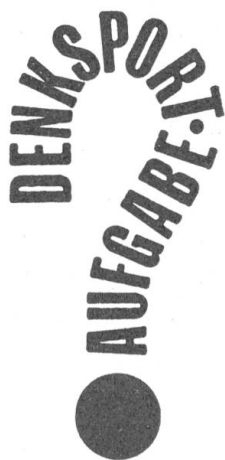
Im Verlauf unseres Gesprächs erkundigte sich der Neuankömmling dann so nebenbei, ob der Opel mit der Schweizer Nummer mir gehöre. Auf meine bejahende Antwort folgte bald darauf die Frage, ob ich den Wagen gegebenenfalls verkaufen würde. Diesmal mußte ich die Frage verneinen, denn ich dachte gar nicht daran, meinen Olympia-Opel zu verkaufen. Abgesehen davon, daß mir die schweizerischen und spanischen Gesetzesbestimmungen für Aus- und Einfuhr eines Autos nicht bekannt waren, brauchte ich den Wagen ja für meine Reisen. Ich erklärte dem Spanier meinen Standpunkt, und die Angelegenheit wurde in der Folge nicht mehr berührt.

Gegen Mitternacht kehrte ich in mein Hotel zurück und legte mich zu Bett. Kaum war ich jedoch eingeschlafen, läutete

das Telephon, und die schläfrige Stimme des Nachtportiers meldete mir zwei Besucher. Ich fragte nach den Namen der Gäste, konnte sie aber durch das krächzende, altmodische Zimmertelephon nicht verstehen. Ich schrie daher in die Muschel, man solle mich in Ruhe lassen, ich sei schon im Bett und gedenke jetzt zu schlafen.

Kaum hatte ich jedoch abgehängt, klopfte es schon an die Türe, und wer stand vor mir: der junge Spanier, der sich am selben Abend erkundigt hatte, ob ich meinen Wagen verkaufen wolle. Bevor ich mich von meiner Verblüffung erholt hatte, redete dieser zusammen mit seinem Begleiter abwechselungsweise auf spanisch und französisch auf mich ein und versuchte, mir begreiflich zu machen, daß ich die Chance meines Lebens versäume, wenn ich meinen Wagen nicht jetzt verkaufe. Sie boten mir 40 000 Peseten für das Auto, das sich damals schon in reichlich mitgenommenem Zustand befand und dringend großer Reparaturen bedurfte. Auf mein ungläubiges Gesicht und zur demonstrativen Bekräftigung ihres Angebotes zog der Spanier aus seiner Tasche ein eindrucksvolles Bündel von Tausendernoten und begann, mir diese auf den Tisch vorzuzählen.

Langsam begann es mir zu dämmern. Das war tatsächlich eine Chance für mich: denn ich konnte den Wagen, den ich in Deutschland gekauft hatte und der in der Schweiz nicht verzollt war, in der Schweiz gar nicht verkaufen. Schweizer Nummernschilder hatte mir der Schweizerische Automobilistenclub, dem ich angeschlossen war, nur leihweise und gegen Hinterlegung einer Kaution bewilligt, da ich in der Schweiz abgemeldet war. Ich hatte mich seinerzeit verpflichten müssen, den Wagen entweder zu verzollen, wenn ich ihn in der Schweiz behalten wollte, oder aber ihn nach Ablauf der Bewilligung wieder ins Ausland auszuführen. Um ihn aber im Ausland verkaufen zu können, benötigte ich meines Wissens eine Einfuhrbewilligung des betreffenden Landes. Es schien mir daher etwas sehr riskiert, mich dermaßen kopfvorüber in ein solches « Geschäft » zu stürzen, um



Die folgende Aufgabe setzt zwar ein ganz klein wenig elementare Mathematik voraus. Wir sind aber dennoch sicher, daß auch mathematisch nicht sehr Begabte sie spielend lösen werden.

In einer alten Garage hat es vier Ecken. In jeder Ecke befinden sich vier Pneus. Auf jedem Pneu liegen vier Katzen. Jede Katze hat vier Junge, und der Besitzer der Garage steht in der Mitte des Raumes.

Frage: Wie viele Füße befinden sich in der Garage?

Auflösung auf Seite 80.

dann möglicherweise nach meiner Rückkehr in die Schweiz vor unerwarteten Schwierigkeiten zu stehen.

Aber die auf dem Tisch liegenden Reihen nagelneuer Tausendernoten waren doch sehr verlockend. Für das Geld konnte ich mir eine vollständige, reichhaltige Garderobe und eine Menge anderer Sachen, die ich dringend benötigte, anschaffen und außerdem noch einen schönen Rest nach Hause tragen. Ich überlegte hin und her, und bevor ich mich zu einem endgültigen Entschluß aufraffen konnte, legte der Spanier noch fünf weitere Scheine zum Haufen. Das gab den Ausschlag. Ich konnte nicht länger widerstehen und schlug ein. Der Mann ließ das Geld hier, ich händigte ihm dafür die Wagenschlüssel aus, behielt die Wagenpapiere aber zurück, so daß beide Teile ein Pfand hatten.

Am nächsten Morgen gegen 10 Uhr erschien Pepe, wie sich mein neuer «Geschäftspartner» nannte, wieder im Hotel, um mir genau auseinanderzusetzen, wie das Geschäft abgewickelt werden mußte, um vor den Behörden einigermaßen legal zu bestehen.

Im Prinzip war die Einfuhr von Autos nach Spanien verboten. Spanien muß für seine spärlichen Devisen wichtigere Güter einkaufen. Trotzdem sah man, vor allem in Barcelona, zahllose Autos modernster Modelle in den Straßen verkehren, und die meisten davon führten Nummernschilder von Barcelona. Wie war das möglich? Ganz einfach. Die Wagen wurden auf Umwegen, die ihre Preise in schwindelhafte Höhen trieben, ins Land geschmuggelt.

Im Schmugglerländchen Andorra lebt zum Beispiel ein gewisser — nennen wir ihn Felipe. Der Mann fährt einen unansehnlichen Peugeot mit Andorraner Nummer. Der Mann ist Händler und hat des öftern in Spanien zu tun. Er kann als freier Andorraner, der unter spanisch-französischem Protektorat lebt, ohne Visum jederzeit nach Spanien «hinunter». Von Spanien aus kann er aber, wenn es sein muß, ohne große Schwierigkeiten auch nach dem internationalen Freihafen Tanger «hinüber». Dort sind die Autos nämlich billig. Sehr billig

sogar. Für 200 Schweizer Franken gibt's dort drüben schon einen amerikanischen Jeep zu kaufen. In Andorra ist er das Doppelte wert und in Spanien das Fünffache. Also kauft sich Felipe dort in Tanger einen Wagen, zum Beispiel einen Citroën für 15 000 Peseten, mietet sich einen Araber, läßt den Wagen in Tanger auf den Namen des Arabers eintragen und fährt dann in diesem in Begleitung des Arabers quer durch Spanien bis nach Andorra hinauf.

Der Grenzort zwischen Spanien und der kleinen Bergrepublik ist die alte Bischofsstadt Seo de Urgel, deren kirchliches Oberhaupt gleichzeitig auch Mitregent von Andorra ist. Auf spanischer Seite steht neben einem Schlagbaum ein kleines Wachhäuschen, die Residenz des wachhabenden Unteroffiziers. Auf andorranischer Seite haust in einer Bretterhütte eine Art von Grenzwächter mit Baskenmütze und Tuchsandalen, der weder nach Papieren fragt noch sonst etwas vom Reisenden will, sondern eher den Eindruck erweckt, als wäre er nur zur Dekoration da.

Hier also passiert Felipe mit seinem Citroën auf dem Weg nach Andorra La Vieja, jene Hauptstadt, die nur aus einer Dorfstraße mit einem halben Dutzend Bars und neuerdings auch einem Kino besteht. Für Spanien ist der Fall «Felipes Citroën» damit erledigt. Für Andorra nach Zahlung einer Registriergebühr von 300 Peseten ebenfalls. Der Wagen mit Tanger-Nummer ist zu einem Wagen mit Andorra-Nummer geworden. Bis jetzt ist alles legal.

Nur noch halb legal wird es einige Tage, das heißt Abende später, wenn Felipe mit dem Citroën wieder am Schildwachhäuschen erscheint und beim Kommandanten vorspricht, bevor sich der Schlagbaum hebt. Diesmal zählt er dem schlecht besoldeten Unteroffizier das runde Sümmchen von 20 000 Peseten auf den wackeligen Tisch, worauf sich der Citroën — diesmal ohne Papiere — wieder auf den Weg zurück nach Spanien machen kann.

Felipe ist ein gefitzter Junge, kennt das Geschäft und weiß, wie und wo man sich in Barcelona spanische Wagenpapiere

und Zulassungen besorgen kann. In Spanien sind die öffentlichen Beamten, wie überall in südlichen Ländern, sehr schlecht bezahlt und auf Nebeneinnahmen angewiesen. Das trifft auch auf die Polizei zu. Für ein «propina» (Trinkgeld) kann man sich unwahrscheinliche Wünsche erfüllen lassen. Zum Beispiel Wagenpapiere mit allen möglichen, zum Teil sogar echten Stempeln. Felipe weiß das, und in kurzer Zeit hat er seinen Citroën für die runde Summe von etwa 100 000 Peseten verkauft. Selbstkostenpreis: 15 000 Peseten, Besteuerung an der Grenze 20 000 Peseten, Gewinn 100 %. Kein schlechtes Geschäft, wenn man sich vor Augen hält, daß der spanische Arbeiter im Monat etwa 600 Peseten verdient.

Doch das wußte ich alles noch nicht, als mir Pepe 45 000 Peseten für meinen Opel bot. Er verriet mir erst später, daß ihn die Wagenpapiere fast nichts gekostet hatten, und daß bereits ein Käufer im Hintergrund stand, der bereit war, für den Wagen 120 000 Peseten zu zahlen. Deutsche Wagen sind in Spanien nämlich sehr beliebt. Daher Pepes Eifer.

Sein Plan lautete folgendermaßen: Am nächsten Morgen wollte er mich früh um 7 Uhr abholen und mit mir die etwas mehr als 200 km lange Strecke bis Seo de Urgel fahren. Dort würde er mit mir zusammen die Abfertigung des Wagens vornehmen, worauf ein andorranischer Chauffeur den Opel jenseits des Schlagbaumes nach der «Hauptstadt» hinauffahren würde, während Pepe mit mir am selben Tag in einem Taxi nach Barcelona zurückkehren wollte.

Dieser Plan wurde genau wie vorgesehen durchgeführt. Die Fahrt über Igualada und Lérida mit dem berühmten Gebirge des Montserrat und der Gralsburg zu unserer Rechten war unvergeßlich. Gegen Mittag ließ mich Pepe in einem Gasthaus anhalten und verzehrte mit mir zusammen vier Riesensteaks, bevor wir in glühender Hitze auf staubiger, holperiger Landstraße vierter Güte im 30-km-Tempo weiterfuhren.

Der Zollkommissär in Seo schien Pepe und das «Verfahren» zu kennen, denn nach

kurzem Wortwechsel wurde mein schweizerisches Triptyk abgestempelt, und wir konnten unsere Fahrt zur Grenze hinauf fortsetzen. Der Weg schlängelte sich in einem kleinen, tiefen Tal zur Linken eines reißenden Wildbaches hin und führte uns nach etwa einer halben Stunde vor das kleine Wachthäuschen, wo die letzten Formalitäten in kürzester Zeit abgewickelt wurden.

Bald hatte ich mein Carnet de passage wieder in der Hand und trat, mit einem Schraubenzieher bewaffnet, vor die Türe hinaus, um die schweizerischen Nummernschilder abzumontieren, bevor mein kleiner Opel mich endgültig verließ, um in die unwirtliche Gebirgswelt Andorras hinaufzusteigen.

Wir Schweizer sind doch ein rührseliges Volk. Mir wenigstens wurde es ganz schwer ums Herz, als ich unter den neugierigen Blicken spanischer Soldaten und halbwüchsiger, zerlumpter Kinder die beiden Schilder mit der «Zürinummer» abmontierte und die Wagentüren ein letztesmal öffnete, um zu sehen, ob ich nichts vergessen hatte.

Von jenseits des Schlagbaumes näherte sich bereits einer jener Typen, wie sie in Schmugglerfilmen und -büchern vorkommen, bückte sich unter der Schranke, knurrte einen knappen Gruß, stieg ein und verschwand um die Biegung in einer Staubwolke. Mein Wagen war verschwunden, und ich kam mir wie ein halber Judas vor, als ich unwillkürlich nach den Bündeln Banknoten in meiner Tasche griff, um mich zu vergewissern, daß das alles nicht ein Traum war.

Die bei dem Schweizerischen Automobil-Club für mein Triptyk hinterlegte Kautions erhielt ich anstandslos zurück. Weil Andorra überhaupt keine Wagenpapiere verlangt, und somit die Einreise in Andorra im Triptyk vorgemerkt wurde, war den internationalen Bestimmungen Genüge getan: Der Wagen hatte das clearingpflichtige Spanien verlassen und befand sich in Andorra, das mit der Schweiz kein Zahlungsabkommen hat.

Als ich zwei Monate später wieder in Barcelona zu tun hatte, suchte ich auch Pepe wieder auf und fragte ihn nach dem weitem Schicksal « meines » Opels. Er hieß mich wortlos in seinen Buick einsteigen und führte mich in eine Garage, wo ich einen dunkelblau gespritzten, neu gepolsterten und total überholten Opel-Olympia mit Barceloneser Nummer stehen sah. Wir — der Opel und ich — kannten uns kaum wieder. Pepe aber lächelte zufrieden. Er hatte den Wagen verkauft, seine 100 % daran verdient und forderte mich auf, recht bald einen neuen Wagen zu bringen.

Dem aufmerksamen Leser wird aufgefallen sein, daß in diesem Bericht von meiner journalistischen Tätigkeit wenig und schließlich gar nicht mehr die Rede war. Als Erklärung mag dienen, daß ein Journalist, der nur für deutschsprachige Schweizer Zeitungen ohne festen Auftrag oder ein festes Anstellungsverhältnis arbeitet, wenn er im Ausland reisen will, auf Nebeneinnahmen angewiesen ist, die seine Nervenkräfte bald völlig in Anspruch nehmen. In der Zeit der ersten Nachkriegs-

jahre, die nun ja vorüber ist, stolperte ein junger Mann von einiger Abenteuerlust in derlei Geschäfte gewissermaßen von selbst hinein. Die Schwierigkeit bestand nur darin, dabei nicht zu Fall zu kommen. Denn selbstverständlich steht man, und ich war mir dessen oft nur zu bewußt, im Verlaufe solcher Transaktionen immer mit einem Fuß im Gefängnis.

Ich möchte durchaus nicht behaupten, meine Erlebnisse seien für Schweizer Auslandskorrespondenten typisch. Nicht umsonst habe ich mir im Titel die ehrenvolle Bezeichnung Auslandskorrespondent nur in Anführungszeichen beizulegen gewagt. Aus meiner Korrespondentenarbeit ist zunächst nicht viel geworden.

Aber die Abenteuer, die ich suchte, habe ich reichlich gefunden. Mein Reisefieber habe ich zwar noch nicht gänzlich überwunden, etwas ruhiger hingegen bin ich geworden, und ich glaube, daß alles das, was ich in diesen Jahren gesehen und erlebt habe, schließlich auch wieder meiner journalistischen Arbeit zugute kommen wird, der ich, trotz manchem Seitensprung, im Herzen doch treu geblieben bin.

Schweizerische Anekdote

7 ‰ Alkohol



Als das Verfahren mit der Blutprobe speziell bei angetrunkenen Autofahrern noch in den Kinderschuhen steckte, wurde von einem Arzt im Unterland eine Blutprobe an das gerichtlich-medizinische Institut eingesandt. Die Untersuchung ergab das phänomenale Resultat von sieben Promille Alkohol, einer Dosis, die für den sichern Tod von zwei Mann oder zu kapitalen

Räuschen von wenigstens drei Mann vollauf genügt hätte.

Des Rätsels Lösung ergab sich aus den angestellten Nachforschungen. Der betreffende Landarzt hatte aus übertriebener Gewissenhaftigkeit die nur selten benutzte Spritze mit Alkohol gereinigt, bevor er an die Blutentnahme ging.

Mitgeteilt von a. Polizeikommandant Dr. J. Müller.